

Vor kurzem wies eine Zeitschrift darauf hin, daß in unseren Tagen das Wort „männlich“ besonders häufig gebraucht werde. Seine übermäßige Verwendung erwecke den Eindruck, als wollte sich die Zeit selbst ihre Männlichkeit bescheinigen, was zur Frage reize, ob sie nicht gerade damit ein unfreiwilliges Geständnis ablege, wie wenig männlich, oder zum mindesten, wie wenig sicher sie ihres männlichen Charakters sei. Ein Mann, der sich mit seiner Männlichkeit brüstet, ziehe sie in Zweifel, und so könne es einem ganzen Zeitalter ergehen.

Diese Bemerkungen, die jene Zeitschrift als nur an den Rand geschrieben aufgefaßt wissen wollte, als Fragen und nicht als Urteile, verlocken, einmal – ebenfalls in unverbindlichen Randbemerkungen – der Erscheinung von Lieblingswörtern nachzugehen.

Es kann zweifellos in der Wahl eines Lieblingswortes eine Sehnsucht zum Ausdruck gelangen, die in unzulänglicher, lediglich geschwätziger Art einen Mangel der Zeit wettmachen will. Denken wir an die Verwendung des Wortes „deutsch“ in manchen nationalen Reden der Vorkriegsjahre Deutschlands, so erschreckt uns heute die Dürre des Begriffs, der damit verbunden war. Unter „deutsch“ wurde damals innerhalb der kleindeutschen Staatsgrenzen nicht bloß eine Reihe von Eigenschaften, sondern meistens auch eine Menschenmenge verstanden, die in Wirklichkeit nur einen Teil der Deutschen ausmachte. Deutsch und reichsdeutsch deckten sich für jene Sprecher, und damit war das Wort „deutsch“, wie sie es verwendeten, im Grunde bloß eine Bezeichnung für die Bevölkerung eines Staates und schloß sehr viele Deutsche aus; „deutsch“ bedeutete dort, daß man Millionen Deutsche nicht sah, also eine völkische Bewußtseinsenge, mithin eine Haltung, die wir heute als undeutsch bezeichnen würden. Sie wurde von solchen Auslandsdeutschen, die von der Gesamtheit ihres Volkes verpflichtend erfüllt waren, auch damals schon nicht anders empfunden.

Es ist demnach wichtig, festzustellen, welchen Inhalt ein oft verwendetes Wort hat. Jene verengten nationalen Redner waren bestimmt gute Deutsche, bereit, sich für ihr Volk, soweit sie es nun einmal sahen, aufzuopfern. Sprachen sie das Wort „deutsch“, so logen sie sich nichts vor, was sie nicht waren, obgleich wir Heutigen ihre Volkswelt als klein, ihre Haltung als für unsere Zeit unzulänglich ablehnen müssen.

Im späten 18. Jahrhundert war eines der beliebtesten Wörter „empfindsam“. Mit diesem uns nur als Bezeichnung schwächlichen Gefühlsüberflusses geläufigen Worte erkannte man damals den seelischen Reichtum eines Menschen an. Daneben gab es noch viele beliebte Ausdrücke, die immer die Seelenfülle und Erlebnisfähigkeit als besonderen Wert umschrieben. Logen die Menschen der Wertherzeit? Sie waren bestimmt nicht immer „empfindsam“, aber ihre bleibenden schöpferischen Leistungen liegen doch auf der Linie eines Gefühlsüberschwangs und einer Verinnerlichung, die wir nicht als unfruchtbare Tarnung eines Mangels gerade an diesen Werten deuten können. Ihre Lieblingswörter waren Wesensausdruck, waren Zeichen der Lebensinhalte einer Epoche.

Es ist also möglich, daß das Lieblingswort einer Zeit nicht nur subjektiv, sondern sachlich ehrlich gesprochen wird, daß es keine schwächliche und geschwätzige Verdeckung der Armut an Werten ist, die es bezeichnet, sondern gerade eine Bestätigung ihres Vorhandenseins, kein Kleid vor dem wirklichen Leib, sondern der Leib selbst.

Indessen wollen wir nicht vergessen, daß der Sinn der Wörter und vor allem der oft verwendeten Wörter sich wandelt. Ein Mädchen, das wir heute empfindsam nen-

nen, fragt uns eher die Augen aus, als daß sie errötend hineinblickt. Es gab Zeiten, wo das Wort Demokratie der Schlachtruf war und ehrlich geglaubt wurde von den Besten; heute ist es entleert, vernichtet, verdorben, und bezeichnet eine Ordnung, die zum Untergang führen muß. Wir wissen, wie dies geschehen konnte. Die Geschichte hat das Wort gerichtet.

Das Wort „männlich“ bezeichnet an sich nichts weiter als eine Artung, ohne eine Wertung damit zu verbinden. Männlich ist der Mann und weiblich das Weib. Dennoch wird es heute oft im Sinne eines Lobs gebraucht. Das kann eine Verhüllung, das Feigenblatt vor unserer tatsächlichen Unmännlichkeit sein, hier natürlich die ganze Zeit betrachtet, die dies Wort liebt; es muß aber nicht diesen verborgenen Sinn haben, und ich glaube auch nicht, daß es ihn hat. Wohl wird ein Mann, der mit seiner eigenen Männlichkeit prahlt, immer verdächtig sein, aber wenn wir das Wort verwenden, so bezeichnen wir ja damit die Eigenschaft eines Mitmenschen oder einer Erscheinung, und damit müssen wir uns noch keiner Selbstbefriedigung schuldig machen. Es kann durchaus, wie es an den früheren Beispielen gezeigt wurde, eines der Ausdruckswörter der Zeitseele sein, unsere Fahne. Ist es nicht auffällig, daß zugleich mit diesem Wort der gegensätzliche Begriff „weiblich“ ebenso oft als Lob und nicht bloß als Kennzeichnung einer Tatsache verwendet wird? Sagen wir nicht mit Anerkennung von einer Frau, daß sie „weiblich“ sei, wie wir einen Mann, den wir bestätigen, als „männlich“ empfinden? Äußert sich in der häufigen Verwendung dieser Wörter nicht ein innerer Gesundungsvorgang unserer Zeit, die die Urtsachen menschlicher Artung, Weib und Mann, wieder bejaht nach einer Vergangenheit, wo mit der Frauenrechtlerei die Vermännlichung der Frau und mit zahlreichen anderen Anschauungen die Verweiblichung des Mannes drohte? Beweist unsere Zeit, die „männlich“ und „weiblich“ so oft verwendet, damit nicht, daß sie wieder den Mann und das Weib als gottgeschaffen, als eigenartig empfindet und geformt sehen will?

Freilich darf nicht vergessen werden, daß unsere Zeit viele Wörter sehr rasch abnützt. Wer früher Parteienkämpfe beobachtete, konnte feststellen, daß die übelsten Schimpfwörter in Kürze wirkungslos waren. Auch sehr edle Ausdrücke wurden abgeschliffen. Doch haben gewisse Wörter eine unheimliche Lebendigkeit, die jeden brandmarken, der sich ihrer ohne Berechtigung bedient. Es sind die Wörter, die nicht das Häufige bezeichnen, wie etwa „männlich“ oder „weiblich“, sondern das Einzigartige. Mir fiel es immer auf, wie leicht nach dem Kriege das Wort „heldisch“ und „heroisch“ ausgesprochen wurde. Eine Zeitlang schien es zum Modewort werden zu wollen, was aber an der ehernen Eindeutigkeit des Begriffs scheiterte, der damit seit dem Weltkrieg verbunden ist. Das Wort kann ja nur sinnvoll sein, wenn es eine außergewöhnliche, mit dem Einsatz des ganzen Menschen auf Gefahr des Untergangs gewagte Tat bezeichnet. Helden waren demnach alle Soldaten des Weltkriegs, die ihre Pflicht erfüllten, doch gerade unter ihnen nahm das Wort eine noch viel hehrere Bedeutung an. Nach ihrer Wertordnung galt nicht jeder, der sich vor dem Tode bewährte, als Held, auch nicht, wer dies jahrelang tat und nach dem Leistungsmaßstab früherer Kriege den Lorbeer längst verdient hätte; nein, nach einem solchen Maßstab hätte es zu viele Helden gegeben und Helden sind wenige. Darum blieb der Ehrentitel in jedem Heer nur einigen beispiellosen Soldaten zugestanden. Es war ein Wort, das an der Front nie gehört wurde. Wäre ein Soldat nach einer wahren Heldentat von seinen Kameraden mit der Anerkennung „Held“ oder „heroisch“ empfangen worden, hätte er wahr-

scheinlich Ohrfeigen ausgeteilt. Und aus dieser männlichen Keuschheit trat in die Sprache das Maß für die rechte Verwendung des Wortes „Held“, „heldisch“ oder „heroisch“. Steht hinter einem Wort ein solches Erleben und solche Zucht, so kann es niemand sich oder einem anderen unberechtigt zusprechen, ohne in einen vernichtenden Rückschatten zu gelangen. Höchstens der Held selbst darf es anderen zumessen, auch wenn es ihnen nicht gebührt. Sonst aber gehört zur Etappe, wer mit diesem Wort allzu freigebig ist. Wie lachte man, wenn Hinterlandsgenerale Frontsoldaten mit „Helden“ ansprachen, und nannte sie in Österreich „Friedhofsdeserteure“, während Etappenpfarrer, die große Worte vergewaltigten, schlicht „Heiligenscheinwerfer“ hießen. Wer gar im Frieden mit Worten so stahlscharfer Eindeutigkeit, geschliffen sowohl in vier blutigen Jahren als auch durch den letzten Einsatz von Volkskämpfern in der Nachkriegszeit, umgeht, als müßten sie ausverkauft werden, der weiß nicht, was er tut. Solange einer lebt, der in den vier vor dem Angesicht des Todes verlaufenen Frontjahren bestand oder nachher sein Leben rückhaltlos in die Gefahren der Kämpfe um die Volkserneuerung warf, ist die Kleinvermünzung eines durch solche Taten geadelten Wortes ein moralischer Selbstmord.

Weil die Jugend ihre Gefühle ohne Umschweif kurz ausdrücken will, findet man Schlagwörter in ihren Reihen besonders oft und in allen verschiedenen Spiegelungen, auch das vergewaltigte edle Wort, denn es gibt ja eine Art von Jugendliehen, die erlebnis- und bewährungsgierig unter dem Schatten der älteren Geschlechter stehen – nach dem Krieg mag der Glanz weltgeschichtlicher Taten ihren Erlebnisneid noch heftiger angestachelt haben – und sich mit Wörtern und Selbstlob darüber hinwegzureißen versuchen, daß jede Ehrerweisung für sie verfrüht ist, da sie sich noch gar nicht bewährt haben können. Aber die Jugend läßt solche Pathetiker meist nach kurzem auf ihrem Sonderthronchen allein. Die allgemeinen Lieblingswörter der Jugend sind harmloser und treten in der kurzlebigen Form des Modewortes ohne größeren Anspruch auf. In diesen Wörtern steckt meist ein lustiges Kraftmeiertum, das sich selbst zu verspotten scheint. Eine Sache ist „knorke“, ist „pfunds“ und morgen ist sie „knallig“ und „zackig“.

Fehlt der bewußte heitere Beigeschmack, so kann der unbewußte um so hinreißender sein. Ich stieg einmal zum Tenzig bei Jena hinauf. Die Sonne ging unter mit einigem Aufwand von Rot. Als ich zur Bergspitze kam, stand dort schon ein junges Mädchen mit sanfthängenden Zöpfen, den Kopf elegisch schief, und blickte, ohne mich zu bemerken, in den lodernnden Himmel hinein. Ich blieb hinter dem Bäckfisch stehen, dessen Körper sich der Natur so hingebungsvoll zurechte, daß ich nicht erstaunt war, bald einen Seufzer zu hören. Dann aber wurde in singender Betonung, mild hingehaucht, folgendes vernehmlich: „Sonnenuntergang – brima!“ Man muß es nachzumachen versuchen, um es ganz zu genießen. Ich ging auf Zehenspitzen ab. Man soll niemand stören, der Zwiesprache mit dem Unendlichen hält.

Hier war das aus dem Kaufmännischen genommene Wort „Prima“ der letzte Ausdruck der Hingerissenheit. Selbst dieser Bedeutungswandel eines wahrhaft scheußlichen und geistlosen Modewortes ist möglich. Allerdings vermochte es trotz aller Ehrlichkeit, mit der es sich einsam verwandelte, für den ungewollten Zeugen die Herkunft aus der Manufaktur nicht abzustreifen und konnte auf ihn daher nur komisch wirken. Für die Sprecherin aber war es in diesem Augenblick das gelbste Siegelwort ihrer Seele.

Geheimnisvoll ist die Sprache, Enthüllerin oder Verhüllerin der menschlichen

Seele, Künstlerin oder Beurteilerin der Zeiteinhalte, keiner starren Regel unterworfen, lebendig wie das Leben selbst, dessen ewiger Ausdruck sie ist. Höre ich allerdings Erwachsene sagen, daß sie sich in diesem Jahre „zigmal“ amüsiert haben „und noch und noch“ – dann weiß ich, daß die Sprache an diesen Großstadtgreueln ebenso unschuldig ist, wie die Dichtung an den Versen der Schlagerlieder. Heinrich Zillich.

Mitteilungen

Im Zuge des weiteren Ausbaues des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, der erst vor kurzem in der Berufung der beiden Staatssekretäre Hanke und Dr. Dietrich sichtbaren Ausdruck fand, hat Reichsminister Dr. Goebbels weitere Veränderungen in seinem Geschäftsbereich verfügt:

Der Ausbau der Presseabteilung, die dem Reichspressechef Staatssekretär Dr. Dietrich unmittelbar untersteht, schaffte zwei selbstständige Abteilungen: Inlandpresse und Auslandpresse. – Die wachsende Bedeutung der volkskulturellen Fragen, die sich u. a. aus dem immer stärkeren Besuch der kulturellen Veranstaltungen durch die Mitglieder von RdF. ergibt, bedingte die Umwandlung des hierfür zuständigen Referats in eine selbstständige Abteilung (XI). – Die Überwachung der kulturellen Betätigung der Nichtarier im Reichsgebiet wird in Zukunft nicht mehr von der Reichskulturkammer, sondern im Rahmen des Ministeriums von einer der Abteilung II angegliederten Abteilung IIA ausgeübt werden.

Auch innerhalb der Reichskulturkammer ist der organisatorische Aufbau weiter vervollständigt. Die Entwicklung ist nunmehr soweit abgeschlossen, daß die während des Aufbaues notwendige Personalunion in der Leitung einzelner Abteilungen des Ministeriums und wichtiger Ämter im Bereich der Reichskulturkammer aufgehoben werden konnten. Die Abgrenzung der Aufgabengebiete zwischen Ministerium und Kulturkammer ist eindeutig festgelegt: dem Ministerium kommt die politische und kulturpolitische Führung, den Kammern die berufsständische Betreuung ihrer Mitglieder zu.

Daraus ergeben sich folgende personelle Veränderungen im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und in der Reichskulturkammer: Die Leitung der Presseabteilung IVA (Inlandpresse) übernimmt Ministerialrat Berndt, die Leitung der Presseabteilung IV B (Auslandpresse) Ministerialrat Prof. Dr. Bömer. Die Leitung der Abteilung XI (volkskulturelle Fragen) übernimmt der bisherige Leiter der Propagandaabteilung (II), Ministerialdirigent Haegert. Sein Nachfolger in der Leitung der Propagandaabteilung ist Ministerialdirektor Gutterer. Die Leitung der der Propagandaabteilung angegliederten Abteilung IIA (Überwachung der kulturellen Betätigung der Nichtarier) übernimmt Parteigenosse Hinkel, der gleichzeitig aus seinem Amt als Geschäftsführer der Reichskulturkammer ausscheidet. Ministerialrat Dr. Schmidt-Leonhardt, der Leiter der Rechtsabteilung (IC), scheidet aus seinem Amt als Geschäftsführer der Reichskulturkammer aus. Ministerialdirigent Dr. Schlösser, der Leiter der Theaterabteilung (VI), scheidet aus seinem Amt als Präsident der Reichstheaterkammer aus. Der Leiter der Schriftumsabteilung (VIII), Ministerialrat Hederich, und der Leiter der Musikabteilung (X), Generalintendant Dr. Drewes, scheiden aus ihren Ämtern als Vizepräsidenten der Reichsschriftums- bzw. der Reichsmusikkammer aus. Der bisherige stellvertretende Geschäftsführer der Reichstheaterkammer, Ludwig Körner, wurde zum Präsidenten der Reichstheaterkammer ernannt.